

«Wen wir nicht integrieren können, der kommt auch in der Kleinklasse nicht weiter»

Autor(en): Annett Altvater

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 2011

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/988e4698-42a2-479f-8d0d-53719c446db8>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

#### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# «WEN WIR NICHT INTEGRIEREN KÖNNEN, DER KOMMT AUCH IN DER KLEINKLASSE NICHT WEITER»

Die integrative Schule will möglichst  
für alle Kinder da sein, macht aber nicht  
alle Eltern glücklich

Kaum ertönt die Glocke, stürmen die Kinder jubelnd ins Schulhaus St. Johann, als würden darin Glace und Teddybären verteilt. Dabei liegt nur ein ganz normaler Tag vor ihnen, mit Rechenaufgaben, Diktaten und Pausenbrotchen. Erst werden Turnschuhe gegen Finken getauscht, dann setzen sich die Kinder klassenweise zum Morgenkreis hin. In der Klasse 3c heissen die Schülerinnen und Schüler Egzon und Emil, Leonita und Laila, Sabit und Sabine. Sie wohnen im Quartier, sind zwischen acht und neun Jahre alt und vergessen hin und wieder ein Schulbuch zu Hause.

Durchschnitt in einer Basler Primarschule – genau den will man hier auch abbilden. Das Schulhaus St. Johann war zusammen mit der Voltaschule eine der ersten integrativen Schulen Basels: Bereits vor zwanzig Jahren feilten die Lehrerinnen und Lehrer an einem Konzept, um möglichst allen Kindern aus dem Quartier das Lernen an ihrer Schule zu ermöglichen.

Heute ist Integration im ganzen Kanton die Norm. Im Jahr 2010 trat Basel-Stadt dem interkantonalen Sonderpädagogik-Konkordat bei, das die Integration von behinderten Kindern und Jugendlichen in die Regelschule fördern soll. Es bedarf heute keiner Begründung mehr, warum behinderte, verhaltensauffällige oder lernschwache Kinder die Regelklasse besuchen. Im Gegenteil, es muss erklärt werden, wenn dieses Grundangebot des gemeinsamen Unterrichts nicht genutzt wird. Diese Haltung ist laut Hans Georg Signer, Leiter Bildung im Erziehungsdepartement, nicht radikal, sondern die organische Weiterentwicklung eines schweizerischen Grundwerts: der Idee der Volksschule. «Die integrative Schule war seit ihrer Gründung das Gegenmodell zur Ständegesellschaft. Das integrative Modell ist deshalb kein Paradigmenwechsel. Vielmehr wird hier in der Tradition der Volksschule am Ziel gearbeitet, eine Schule für möglichst alle zu sein.»

Start in den Tag: Schulkinder im Morgenkreis



Im Schulhaus St. Johann setzt man seit zwanzig Jahren auf Integration

«Möglichst alle» sind im Schulhaus St. Johann die Kinder aus dem Quartier – und das ist gut durchmischt. Diese kulturelle Vielfalt war die ursprüngliche Motivation für die Einführung des integrativen Unterrichts. Viele Kinder aus Migrantenfamilien sprachen kaum Deutsch, es überforderte sie, parallel zwei gleichberechtigte Hauptsprachen zu lernen, geschweige denn zusätzlich Französisch und Englisch. Am Ende fehlten in allen Sprachen die Vokabeln. Also führte man Kurse für heimatliche Sprache und Kultur (HSK) ein. Hier werden die Kinder in Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Türkisch, Albanisch, Serbokroatisch und Tamilisch unterrichtet. «Wer eine Erstsprache sicher beherrscht, kann darauf aufbauen und erlernt leichter eine Zweitsprache», erklärt Peter Kobald, der die Schule gemeinsam mit seiner Kollegin Nadine Bühlmann leitet.

Am Dienstagvormittag, gleich nach dem Morgenkreis, verteilen sich die Schülerinnen und Schüler der dritten Klassen auf ihre HSK-Kurse. Goran geht in die Serbokroatisch-Klasse. Er stellt sich vor die Tafel, zeigt auf seinen Bauch – *stomak*, sein Ohr – *uho*, seine Hand – *ruka*. Die Kinder stammen aus Kroatien, Serbien und Bosnien. Wenn sich einzelne Wörter geringfügig voneinander unterscheiden, nennt Darinka Koricki, die seit zehn Jahren hier ihre Muttersprache unterrichtet, einfach alle drei Varianten. In der Türkisch-Klasse prahlen die Kinder damit, wie gut sie die Sprache beherrschen – obwohl: Über die gestellte Aufgabe tuscheln sie auf Baseldeutsch. Zunehmend verschwimmen die Übergänge zwischen Erstsprache und meist benutzter Sprache – eine Entwicklung, welche die Schule aufmerksam verfolgt. «Viele Kinder wachsen nicht mehr mit einer eindeutigen Familiensprache auf», sagt Peter Kobald. Ausserdem habe sich die Zusammensetzung der Migranten im Quartier verändert. Nach wie vor ist der Ausländeranteil im St.

Johann mit 41,6 Prozent mehr als doppelt so hoch wie beispielsweise im Bachlettenquartier. Doch mit der städtebaulichen Aufwertung ziehen statt kurdischer Hilfsarbeiter eher gut ausgebildete Zuwanderer hierher; insbesondere der Anteil der Deutschen wächst kontinuierlich.

Auch die Einführung der Standardsprache im Kindergarten hat die Sprachsituation für Migrantenkinder erleichtert: Nun müssen sie seltener Hochdeutsch ganz neu erlernen. Damit verändern sich die Vorzeichen des integrativen Sprachunterrichts: «Der Anteil fremdsprachiger Kinder sinkt und damit der Bedarf an HSK-Unterricht», so Kobald. Die integrative Schule kann es sich schon aufgrund der demografischen Veränderungen nicht leisten, ihr Konzept in Stein zu meißeln; der Modellcharakter gehört gewissermassen ebenso zum System wie die Kritik daran.

Nicht unbedingt kritisch, aber zumindest skeptisch waren die Eltern Sommer Salner, als Tochter Anna vor vier Jahren eingeschult wurde. Die Infoveranstaltung der Schule fokussierte auf mögliche Defizite der Kinder: Welche Möglichkeiten bieten wir, wenn das Kind stottert, was tun, wenn es in Mathe nicht mitkommt, wie reagieren, wenn es Schwierigkeiten mit der Rechtschreibung hat? Doch bald wichen ihre Bedenken. Nur, wie motiviert man die Tochter, die Mathe-Hausaufgaben zu machen, wenn es mit einem Kind zur Schule geht, das von den Lernzielen der Klasse in diesem Fach befreit ist? «Anna fragt uns natürlich, warum die Nachbarstochter nicht so gut rechnen kann oder warum sie ihre Hausaufgaben erst spät abends macht», erzählt der Vater. Er versucht ihr dann zu erklären, dass jeder für sich lernen muss, nicht für die Lehrer oder die Eltern. Ohnehin, findet Sommer, tragen die Eltern ihren Teil zum schulischen Erfolg oder eben auch Misserfolg ihres Kindes bei. Nicht alles sei Aufgabe der Lehrer.

An der integrativen Schule sind die Lehrer nicht mehr auf sich gestellt: Seit die Kinder, die früher Kleinklassen besuchten, in die Regelklasse integriert sind, bieten Heilpädagoginnen Unterstützung. Pro Klasse werden im Schnitt drei bis vier Kinder intensiv betreut. Im St. Johann-Schulhaus kommt so zu den 35 Lehrpersonen pro Klassenstufe ein Heilpädagoge für die Integrative Schulungsform (ISF). Esther Schaller beispielsweise betreut in ihrem 70-Prozent-Pensum auch Laila und Suresh aus der dritten Klasse. Suresh hat Mühe, im Unterricht aufzupassen. Laila macht beim Schreiben viele Fehler, Schreibbewegungen automatisiert sie nur mit viel Anstrengung. «Der Schwerpunkt liegt auf dem Lesen. Wir üben zum Beispiel, ein Wörterbuch zu benutzen», erläutert Schaller.

Denn letztlich lassen sich viele Defizite auf einen Nenner bringen: «Die Sprache ist grundlegend. Was im Spracherwerb verpasst wurde, ist später nur schwer nachzuholen.» Ziel ist, dass die Kinder in den ISF-Lektionen die schulische Lücke schliessen, die sie von ihren Gspänli trennt. Dafür ist eine intensive Betreuung nötig: Einerseits schult die Heilpädagogin Kinder in Einzelbetreuung, andererseits kann sie mehrere Kinder mit ähnlicher Problematik aus einer Klassenstufe in Kleingruppen zusammenfassen. Dafür stehen eigens Räume zur Verfügung. Oder die Heilpädagoginnen nehmen am Unterricht teil, um im «team teaching» mit dem Lehrer einzelne Kinder zu fördern. Für Laila geht das Konzept auf: «Sie wird nicht mehr lange zu mir kommen müssen», freut sich Esther Schaller.

Damit die Förderung nicht nur zum Kind, sondern auch zum Lehrplan passt, stimmen sich die Lehrerinnen am Schulhaus St. Johann jeweils am Montagnachmittag eng mit den Heilpädagogen ab. Dann werden Unterrichtsinhalte festgelegt, Aktivitäten geplant und Auffälligkeiten von Kindern besprochen. Hans Georg Signer beschreibt

diese Sitzungen als Integration nicht nur der Kinder, sondern auch von Funktionen wie Heilpädagogik, Logopädie oder Psychomotorik. Das kostet den Kanton – zusammen mit dem Regelunterricht – jährlich rund 275 Millionen Franken, fünf Millionen mehr als vor der Umsetzung des Rahmenkonzepts Förderung und Integration. Die anfängliche Skepsis ist inzwischen der Routine gewichen. Das Schulhaus St. Johann hat Personal gefunden, das pädagogisch gerüstet, belastbar und überzeugt von der Integrationsidee ist. Michaela Waltz, die seit sechzehn Jahren am St. Johann unterrichtet, schätzt die Teamarbeit: «Die kollegiale Beratung ist unverzichtbar. Denn für einen Einzelnen wären die Herausforderungen nicht zu bewältigen.» Insbesondere helfe es, dass die Kinder aus verschiedenen Perspektiven eingeschätzt werden.

Diese Einschätzung kann auch zum Ergebnis führen, dass ein Kind an der integrativen Schule nicht am richtigen Ort ist. Laut Hans Georg Signer ist das etwa dann der Fall, wenn die Integration gegen die Interessen des Kindes verstösst: «Je nach Ausprägung kann einem autistischen Kind mehr damit gedient sein, wenn es nicht im normalen Klassenverband lernt.» Dann fährt man mit Separation besser. Auch die Integrationsfähigkeit einer Klasse spielt eine grosse Rolle: Wie tragfähig ist eine Klasse, wie viel Heterogenität verkraftet sie? Beispielsweise werden Kinder mit Downsyndrom im Allgemeinen gut in der Regelklasse aufgefangen. Problematischer seien verhaltensauffällige Kinder. «Diese können Regelklassen wie Kleinklassen gleichermaßen sprengen.» Peter Kobald vom Schulhaus St. Johann formuliert es ähnlich: «Wen wir nicht integrieren können, der kommt auch in der Kleinklasse nicht weiter.» Allerdings ist es nicht von heute auf morgen möglich, ein Kind von der Regel- in die Sonderschule zu versetzen. In den vergangenen zehn Jahren war das im Kanton nur viermal der Fall.

Wird es heikel, versucht man am St. Johann-Schulhaus zunächst, die Ressourcen zu optimieren und zieht den Schulpsychologen bei. Bis der endgültige Entscheid gefallen ist, kann ein Schuljahr vergehen. In Krisenfällen ist es laut Erziehungsdepartement zwar möglich, innerhalb von 24 Stunden einen anderen Platz zu finden. Peter Kobald macht allerdings andere Erfahrungen: «Der Prozess dauert zu lange. Für das Kind ist das verlorene Zeit.»

Nicht zuletzt wegen solcher Fälle, die auch in den Medien emotional diskutiert wer-



Schreiben lässt sich auch spielerisch üben

den, wird die Kritik am integrativen Schulmodell kaum so bald verstummen. Ein weiteres Problem ist, dass die Effekte der integrativen Schule bezüglich Lernerfolg und Sozialkompetenzen noch relativ unbekannt sind. Als gesichert gilt indes, dass Kinder in den Integrationsklassen gleich viel lernen wie Kinder in Klassen ohne behinderte Schülerinnen und Schüler und dass Kinder im integrativen Modell ihre sozialen Fähigkeiten ausbauen. Den Vorwurf,

viele behinderte Kinder würden früher oder später ohnehin in der geschützten Werkstatt arbeiten, lässt Hans Georg Signer als Argument gegen die integrative Schule nicht gelten. «Mag ja sein. Es ist aber normal, dass junge Menschen nach der Volksschule getrennte Wege einschlagen. Das macht die integrative Schule noch nicht zu einem Fehler.»

Selbst wenn sich die integrative Schule als Modell für alle versteht – es wird nie für alle das richtige sein. Eltern werden weiter befürchten, dass der Nachwuchs durch weniger vife Klassenkameraden «ausgebremst» wird. Eltern von Kindern, deren Entwicklung verzögert ist oder die behindert sind, befürchten, dass die Schule nicht alle Bedürfnisse ihres Kindes erfüllen kann



Die Heilpädagogin widmet sich einzelnen Kindern

oder dass ihr Kind ausgegrenzt wird. Der Blick in die Klasse 3c zeigt jedoch, dass Kinder ganz gut mit Heterogenität umgehen können. Niemand schaut komisch, weil Gülsen ein Kopftuch trägt. Blerin mag langsam im Rechnen sein, trotzdem setzt sich ein Kollege neben ihn und klopft ihm auf die Schulter. Die Abgrenzung kommt erst später, in der Pubertät und im Berufsleben. Im Schulhaus St. Johann scheint diese Zukunft noch beruhigend weit weg.